

Die letzte Liebe des Stadtschreibers [Schluss]

Autor(en): **Waser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 47

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648360>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 47
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
24. November
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Im Novembersturm.

Von Klara Müller.

Der Sturm raft und der Regen schlägt
Ans Fenster in schweren Tropfen,
Ich fühl in der tollen Novembarnacht
Mein Herz wohl hörbar klopfen.

Es schlägt in brennender Ungeduld
Sehnsüchtig und beklommen . . .
Ach, wenn die Stunde doch Flügel hätt'
Und wäre der Winter gekommen!

Und deckte die Ströme das blinkende Eis
Und der Schnee die schweigende Runde —
Und wären wir endlich allein, allein
In der heimlichen Mitternachtsstunde!

O Liebster, Liebster, — der Sturmwind raft
Und der Regen rauscht endlos nieder —

Mir aber fluten durch Haupt und Herz
Traumfellige Liebeslieder.

Die letzte Liebe des Stadtschreibers.

Novelle von Maria Waser.

(Copyright by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.) 7

Vom Fensterplatz seiner tiefen Wohnstube aus lauschte er andächtig noch den letzten verhallenden Tönen des Abendliedes nach; aber auch die nun eindringende Stille erfüllte sein Herz mit Andacht, daß er schier zürnte, als die junge Magd mit der Dellampe erschien und das Abendbrot auftrug. Unwirsch wandte er sich der bescheiden Eintretenden zu; aber da fiel sein Blick auf deren lichtgetroffenen hellgerundeten Arm und auf ihr junges freundliches Gesicht und blieb, schnell besänftigt und heiter überrascht, am angenehmen Ebenmaß der frischen, sicher bewegten Gestalt hängen, bis sich die Türe hinter ihr schloß.

Doch wie er sich nun erhob, tischwärts gewandt, fühlte er mit leichtem Schreck, daß der traumhaft unirdische Rausch von ihm abgefallen war und seine beschwingten Füße wieder Erden schwere spürten.

Ein bekümmertes Seufzer dehnte seine Brust: „Sancte Michael, heiliger Seelenwäger!“ und kopfschüttelnd und unter wehmütigem Lächeln setzte er sich an den wohlbestellten einsamen Tisch.

Später freilich, als er müdig in der tiefen Fenster niche saß und der Tisch war leer und die Stube dunkel, kam das Große dieses Tages wieder allmächtig über ihn; aber nicht mehr traumhaft als Wunder und Seelenjubiläum, sondern erkenntnistümlich. Zum zweiten Male heute tat sich sein gelebtes Leben vor ihm auf; aber er sah es anders als vordem. Die Ereignisse, deren Erinnerung ihn heute noch tief erregt hatte, schienen nun fern und ab, die Gefühle seiner Jugend kraftlos und flackerhaft wie der Schein der Harzpfanne unter seinem

Fenster, deren gierige Lichtungen verwirrend und ohne Leuchtkraft in das tiefe Dunkel der Gasse leiteten.

Aber da war das Bild der Magdalena. Von seiner reifen Jugend an stand es mild und allgegenwärtig über seinen Tagen. Und ausdermaßen trostreich, wie die ewige Güte des Sternenhimmels da oben über dem unruhigen dunkeln Gezack der Gassengiebel. Ja, so war es: Alles, was seit jenen Tagen, da sie geräuschlos und erst kaum beachtet in sein Leben trat, von stiller, heiterer Kraft, von Ruhe und reiner Erhebung an diesem Leben war, was ihn klärte, beschwichtigte und hob, schien irgendwie von den innig durchleuchteten Augen dieser Frau zu kommen, deren große, uneingestandene Liebe als der wahre Trosthimmel seine Welt umspannte.

Und er hatte es nicht gewußt.

Bis heute nicht.

Herr Thüring legte das Gesicht in beide Hände. Die Erkenntnis, die vor wenig Stunden wie ein Frühlingsturm über ihn gekommen war, der Leben schenkt und die verborgenen Quellen löst, sank jetzt als etwas Gramvolles erdrückend auf ihn nieder und zeigte ihm nicht mehr das spät Gewonnene, wohl aber das töricht Versäumte und ewig Verlorene und zeigte ihm zweier Menschen Einsamkeit und sehnennde Qual und des Schicksals höhnische Frage, das die Nahen trennte und mit blödem Blendwerk narrete wie ein Possenspieler. Mit heißen Stößen wehrte sich das gepeinte Herz gegen die unerträgliche Spannung des Innern, bis endlich die brennenden Augen Erlösung tropften.

Erst spät und allmählich nur gewann die Ruhe ihn wieder. Der Gladerschein unter seinem Fenster war erstorben; aber die Sterne sahen immer noch still zu ihm nieder, feucht umflort jetzt vom Tau der eigenen Wimpern, und sie hatten die heitere Güte von Magdalenas Augen. Die Welt war so still, daß das kühle, gleiche Rauschen des Brunnens oben beim Nichtstuhl bis zu ihm drang.

Und als er sich in tiefer Nacht von seinem Fensterplatz erhob, hatte auch wieder die heilige Freude zaghast, aber mit den heitersten Schwingen in ihm Einzug gehalten. Lächelnd blickte er zu den Sternen empor, als ob er Magdalenas Augen grüßte: Nun ist es doch noch gekommen, siehst du, und ist nicht zu spät. Der Weg, der uns fürder bleibt, ist wohl wichtig genug; denn er führt gradaus in den Himmel, und seine Maße sind Ewigkeit. Du wirfst mir die Bräute bauen und die Hände reichen, deine tapfern Helferhände; denn du hast mich nie ungetröstet von dir gelassen, Magdalena.

Und die Freude verließ ihn nicht mehr in den Zeiten, die nun kamen. Sie war wie innerlich wärmendes Leuchten und holde Beschwingtheit der Seele; aber sie hatte auch eine seltsame Heimlichkeit an sich, eine schamhafte Scheu, die ihm den Weg nach dem Bröwenhaus verlegte. Er verstand diese Regung nicht und ließ sich doch von ihr meistern und blieb der Freundin fern, ob ihn auch alles zu ihr drängte.

Aber eines Tags, als er just an einem wichtigen Schreiben saß, überfiel ihn das Verlangen nach ihrem Anblick so jäh und mit solcher Wucht, daß er mitten im Saß den Kiel hinlegte und ohne Verzug nach der Rildgasse hinübereilte. Allein, im stillen Gang des Bröwenhauses zögerte sein Fuß schon wieder, und als die empfangende Schwester ihn abwies, von der Meisterin Unpoß und Bettlägerigkeit berichtend, war es ihm beinahe wie Erleichterung, daß er das übermäßige Herzklopfen unverraien heimtragen konnte und sich verebben lassen.

Wie ihm jedoch nach wenig Tagen im Bröwenhaus dieselbe Austunft wurde, spürte er nur mehr Ungeduld und Enttäuschung, zu der sich eine plötzliche Angst gesellte. Und Ungeduld und Angst steigerten sich von Mal zu Mal; denn von Mal zu Mal lauteten die Berichte heunruhigender.

Einmal traf er im hellen Hof des Hauses mit Valerius Anselm zusammen. Des Arztes kluges Gesicht zeigte ehrliche Betrübniß, als er Herrn Thüring Antwort stand: „Ach, mein Herr Doktor, was ein arg Ding um menschliche Weisheit und zuvor um unsere schittere Arzneikunst, die allemal dort ein Loch hat, wo man ein kräftig Mittel sucht, und allemal dann versagt, wann es um die besten und kostbarlichsten Menschenkinder geht. Ich weiß nichts zu sagen, als daß sie mir unter den Händen vergeht wie ein Licht und ich daneben steh — blödd und hilflos wie ein Torredhter. Und es ist, als ob sie lächelte über meine schmale Weisheit aus ihren allmächtigen Augen.“ Und er schimpfte: „Seht, Herr Doktor, ist allweg doch ein schlimm falsch Ding, Weltflucht und himmlische Einsamkeit für ein Weibshertz. Die, wann sie jetzt Kinder um sich hätte und ein frisch Leben an ihr hing, bei Gott, sie würd mir nicht also entwischen; aber wie soll nun unsere schwache Kunst solch eine starke Seele festhalten, wann sie gehen will und nichts sonst ist, das sie anbindet? Schad aber ist es um die; denn sie war

nicht bloß himmlische Seele. Ach, was für ein tapferer, helfender, dienstfertiger Mensch war sie! Bei den Kranken mußte man sie sehen und bei den Armen. Keine Arbeit war ihr zu schlecht und kein Zugreifen zu schwer, aber das Beste freilich ihr milder Herzenstrost und die Kraft der guten Hände. Die hat gar oft mehr bewirkt als unsereiner mit Uderlaß und Arznei!“

Herr Thüring sah ihn entsezt an: „Sie war! War? Ihr sprecht ja von ihr, als ob sie nicht mehr da wäre, sie lebt doch noch, und die Kraft kann wiederkehren!“

Meister Valerius zuckte betrübt mit den Achseln. Er blickte überrascht und teilnehmend in des Altkanzlers graues Gesicht, und seine kurzfingerige Hand drückte herzlich dessen kalte Rechte. Dann ging er mit stillem Gruß von dannen.

Von da an kannte Herr Thüring nur einen Wunsch noch: sie sehen, nur noch ein einziges Mal, und ihr so vieles sagen! Und der Zorn gegen die strenge Regel der Sammlung, die ihm den Besuch der Bettlägerigen verbot, gab ihm böß zu schaffen, bößer noch der schlimme Verdacht, daß Magdalena diesen Besuch nicht wünschte.

Eines Abends, kurz nach dem Zusammentreffen mit Anselm, gab ihm die Schwester Agathe mit der Mutterin üblichem Gruß ein Brieflein von deren Hand. Er las es erst daheim in seiner Kammer und schloß vorher noch die Kammertüre, und diese wurde an dem Abend nicht mehr geöffnet; die junge Magd hatte gut ein freundlich gerüstetes Mahl auftragen, zu später Stunde mußte sie es unberührt wieder wegräumen.

Aber Zorn und Ungebuld waren von da an versunken, wie aufgesogen vom heiligen Schmerz.

Er sah die Magdalena erst wieder, als sie in der Kapelle der Leutkirche drüben starr und weiß zwischen den weißen Kerzen lag. Lange blieb er bei der Toten, allein; denn Schwester Agathe, die mit verschwellenen Augen und der herzlichsten Trauer auf dem frisch Gesicht die Totenwache hielt, hatte sich bei seinem Erscheinen verschämt und ehrfürchtig in den Chor der nächtlichen Kirche zurückgezogen, wo sie dann still betend unter dem ewigen Lichte kniete. Er aber forschte umsonst in dem schmalen kleinen Totengesicht nach den innig vertrauten Zügen. Es war, als ob mit dem Licht der beseltesten Augen auch die letzte Spur dieser großen Seele auf dem stillen Antlitz erloschen wäre, daß es nun fremd war und unvertraut und aller lebendigen Erinnerung entblöht. Dieser entsezte Körper hatte keine Antwort mehr auf die heißen Fragen seines lebendigen Herzens.

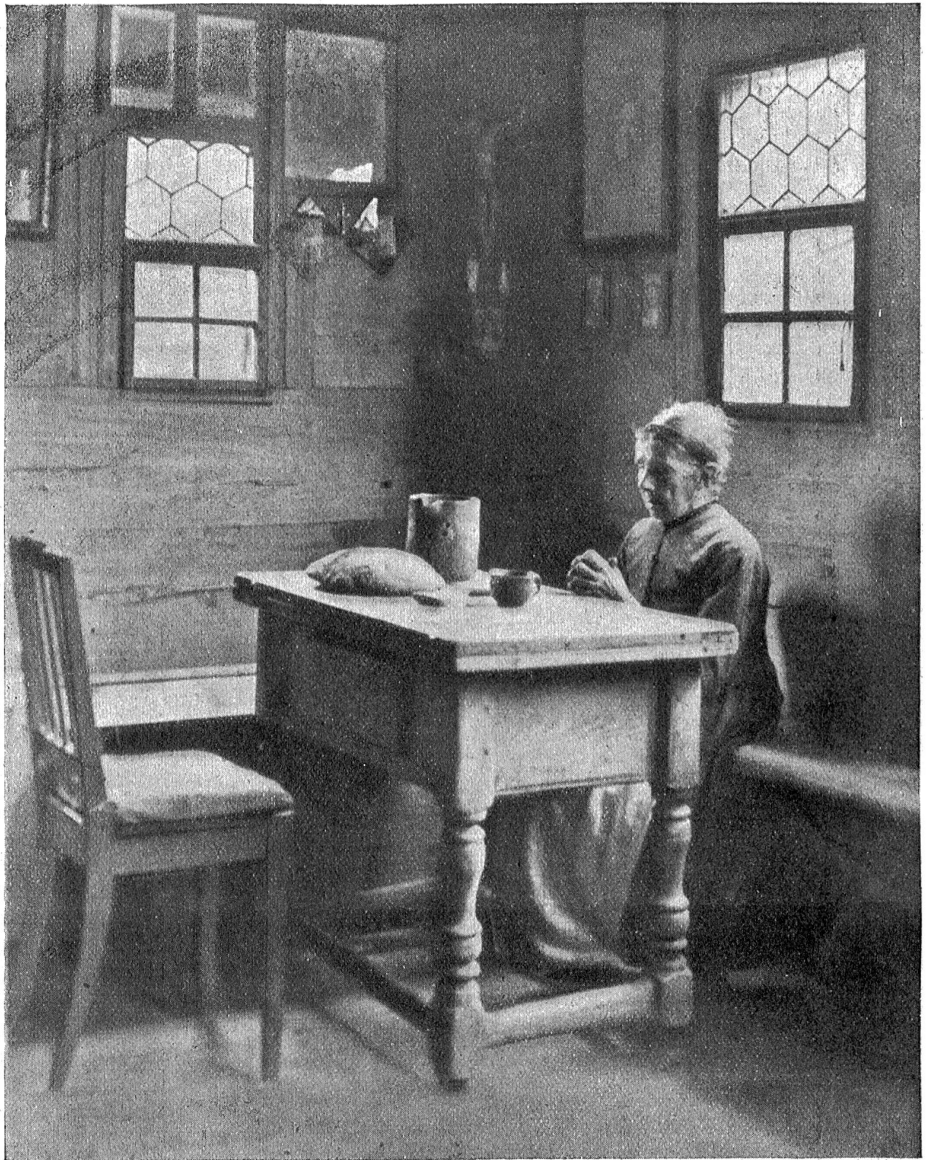
Als er in tiefer Nacht das Münster verließ, fühlte Herr Thüring an der jammervollen Zerrissenheit des Innern und an der ganzen trostlosen Gebrochenheit, daß ihn die Magdalena nun doch ungetröstet von sich gelassen hatte — zum ersten Male und vielleicht für immer. Das Licht, das ihm in plötzlichem Aufflammen unerbittlich hell Verkehrtheit und Irrtum der zurückliegenden Wege gezeit, war versunken, ehe es ihm des Weges Ziel gewiesen hatte, und so mußte er die letzten Schritte im Dunkeln tun. Ein Riß war durch sein Leben gegangen; die Vergangenheit schien ihm verfehlt, eine Zukunft gab es für ihn nicht mehr, und vor dem Ausblick ins Ewige stand die Unerlöstheit des Zeitlichen, der Stachel, daß sein irdisches Leben ohne irdisch lebendige Frucht geblieben war.

Nach und nach gewahrten auch die anderen, wie mit dem Altstadtschreiber eine Veränderung vor sich ging und daß ihn seine wunderbare Kraft verlassen wollte. Feinde, an denen es dem tapferen, unverblünten und erfolgreichen Mann nie gefehlt hatte, wiesen daraufhin und wühlten gegen den scheinbar abschwachenden Greis, und ihr langsam wirkendes Werk trug seine Frucht just zu einer Zeit, da über Herrn Thüring das alte Wesen mit neuer, verjüngender Kraft zu kommen schien. Und daß es nicht Scheinwerk war mit seiner Verjüngung, sondern wirkliche, von Herzblut genährte Kraft, bewies die Gelassenheit, mit der er seine Ratsherrenwürde ablegte, die man ihm nach vierzig Jahren strengen und ruhmreichen Staatsdienstes schenkte.

Es war sogar, als ob er nach dieser unrühmlichen Arbeit des Andantes, darüber die halbe Stadt in großen Unwillen geriet, den stolzen Kopf noch höher trüge, und der helle herrische Blick seiner Augen verriet keinerlei Trübung. Aber die Stadt verließ er alsbald und kehrte in seine Jugendheimat, nach dem stillen Brugg zurück. Und es dauerte nicht lange, so wurde kund, wie der Doktor Thüring sich all dort in allen Ehren mit seiner jungen Magd, der Anna Bruggerin, verehlicht habe, nachdem sie ihm einen gesunden Leibeserben geschenkt hatte.

Inzwischen zeigte es sich aber, wie die Lücke, die der hochgelehrte und vielerfahrene Mann im Rat gelassen hatte, durch seine Nachfolger in keiner Weise ausgefüllt worden war. Und als man ihm reumütig mit der alten Würde die alten Bürden wieder anbot, nahm er sie ebenso gelassen neuerdings auf sich, wie er sie vordem niedergelegt hatte. Und er übte sie mit ungeschmälertem Eifer. Freilich, sein Bernerhaus sah ihn nur mehr selten und für kurze Zeit, da ihn die alte, mächtig erwachte Heimatliebe und mehr die junge Familie, der auch noch ein Mädlein zugewachsen war, in Brugg festhielten, von wo aus er den Hauptteil seiner Staatsgeschäfte besorgen konnte, die häufigen Ritte und Bernfahrten auch jetzt nicht scheuend.

Zu jener Zeit ungefähr geschah es, daß Niklaus Manuel, der Maler des Münstergewölbes, sein stolzes Haus am Münsterplatz mit einem großen Gemälde schmückte. Es stellte den greisen Salomon dar, wie er, von jungen Weibern verführt, dem Götzendienste anheimfällt. Das war kein absonderlicher Vorwurf, und mancher Maler wählte ihn zu einer Zeit, wo das Wort von Götzendienste einen neuen, streitbaren Sinn bekam. Aber dieweil der junge Berner Meister dazumal mit dem mächtig spritzenden neuen Geist



„Unser täglich Brot gib uns heute“ — Studie aus einer Oberländer-Bauernstube.

(Phot. Chr. Negertter, Bern.)

nicht allein an Kraft und Mut sich kühnlich auswuchs, sondern etwan auch an Mutwillen und weil er, dem die Reime so willig dienten wie der Pinsel, dem vieldeutigen Bild das spöttige Verslein beigab:

O Salomo, was tust du hie?
Der wjst, so uf Erden je
Von Frowen Ljw ward geboren,
Macht dich ein Wjw zu einem Loren?

waren manche, die in dem Werk ein Anspiel auf des Malers jungbeweibten Großvater sehen wollten; denn daß es zwischen den beiden etwa spänig zugegangen, das war kein Geheimnis. Viele nahmen deshalb ein Vergernis von dem Bild, und mehr noch lächelten darüber; aber alle waren sie wunderig zu sehen, wie der Doktor des Enkels Tun auffassen würde.

Es gab deshalb unter Laubenbögen und Fenstern viel neugierige Augen, als man eines Herbstnachmittags Herrn Thüring mit seinem kleinen Sohn an der Hand über den breiten Münsterplatz gradwegs auf das Manuelsche Haus aufpassen sah. Des Doktors Gestalt schien milder hoch als



Campione: Am Quai, im Hintergrund die Dorfkirche und die Porzellanfabrik, hinter letzterer das Casino.

früher, und sein Haar war nun so weiß wie das des greisen Salomo auf dem Bilde, und auch die dichten Brauen waren wie Schnee. Davon kam es wohl, daß sein scharfes Gesicht heiterer und freundlicher schien als vordem, oder vielleicht auch von des kleinen Knaben lebhaftem Geplauder, der aufrecht, mit ungeduldigen Schritten an des Vaters Hand ging. Sein Gesichtlein war ernst und klug, wie es zu dem feierlichen Namen Hieronymus paßte, aber die Backen von Landluft gerötet, und es war lustig zu sehen, daß die ährenblonde Mähne über der jungen Stirn denselben eigensinnigen Wirbel formte wie die ungelichtete weiße des Vaters.

Im Angesicht des Bildes stockte Herr Thürings ziel-sicherer Gang; doch während der ganzen Weile, da er dieses angelegentlich betrachtete, war nichts Absonderliches von seinem Gesicht zu lesen. Nur auf des Söhnchens Frage, was man denn da Kurliches sehe, hatte er die vernehmliche, auch anderen hörbare Antwort: „Was Torheit von Torheit torrecht zu sagen weiß!“ Seinen Weg jedoch setzte er nimmer fort, sondern wandte sich, den Kleinen fester an der Hand fassend, in entgegengesetzter Richtung der Leutkirche zu. Vor Martin Künigs herrlichem Portal, das mit dem Ueber-reichtum seiner Gestalten, mit heiteren Farben und köstlicher Vergoldung in der Sonne prangte, blieb er geraume Zeit stehen, dem Fragenschwall des Kindes freudig standhaltend. Dann verschwanden sie im Innern des großartigen, strahlend neuen Vincenzenmünsters.

Später sah man die beiden auf dem Kirchhof hinter dem Münster. Lange und andächtig verweilten sie dort am selben Grabe, der Kleine seinem Vater innig angeschmiegt, und es war ein ehrfürchtiges Bild, wie die beiden ungleichen Väter zwischen den stillen Kreuzen standen und der leichte Herbstwind gleichermaßen in Silber und Gold der freiwehenden Haare spielte. Es war aber nicht der Stadt-schreiberin Grab, daran sie beteten, sondern es lag in der morgendlichen Ecke des Kirchhofes, dort, wo die Weißen Schwestern sich begraben ließen.

Dieses aber war das letztemal, daß die Berner ihren Doktor Thüring bei sich sahen. Wenige Monate nach jenem Oktobernachmittag kam vom Rat zu Brugg ein schneller

Bote in schwarzer Tracht und überbrachte dem Rat von Bern feierlich die Botschaft vom Tode des Altstadtschreibers und Ratsherrn, des gnädigen Herrn Doktor Thüring Frider. Am Sonntag nach Palmarum sei er rasch und lind aus dem Leben gegangen, und er habe seinen mehr als neunzig Jahren zum Trutz sich guter Kräfte gefreut bis zur letzten kurzen Krankheit und sei bei heiterer Vernunft geblieben bis zuletzt.

— Ende —

Campione.

Campione, das italienische Dorf am Luganersee, das ganz von Schweizergebiet umschlossen ist, hat durch die unglückselige Affäre Rossi Berühmtheit erlangt. Es sei nur kurz in Erinnerung gerufen, daß der Antifascist Rossi sich in Lugano aufhielt und nach Campione gelockt wurde, wo ihn die italienischen Carabinieri verhafteten und später im ordentlichen Kursschiff nach Porto Ceresio transportierten. Die diplomatische Erledigung der Angelegenheit ist nunmehr abgeschlossen.

Vom Quai von Lugano sieht man prächtig nach Campione hinüber, das sich mit seinen bunt bemalten Häusern recht behäbig und stattlich ausnimmt. In etwas mehr als einer Viertelstunde fährt man mit dem Schiff hinüber. An der Schiffslände stehen in voller Uniform die vier Carabinieri, die wenig und nichts zu tun haben. Sie sind aber die Repräsentanten des Königreichs. Man ist höchst erstaunt, beim Aussteigen weder nach Paß noch nach verzollbaren Waren gefragt zu werden. Nicht einmal nach Sigari und Tabacchi, auf welche die italienischen Zollner doch scharf sind, erkundigen sich die Carabinieri. Denn Campione ist, was bei solchen Enklaven gang und gäbe ist, für die Schweiz Zollfreiland. Mehr als das: Die Campionesen bezahlen nicht Schweizerischen, sondern italienischen Zoll. Nicht italienisches Geld ist im Umlauf, sondern der Schweizerfranken.

Warum ist dieses Dorf italienisch und nicht schweizerisch? Die Geschichte gibt Auskunft. Die unverständliche politische Zugehörigkeit ist aus der früheren kirchlichen Zugehörigkeit entstanden. Zur Regierungszeit Karls des Großen wurde Campione dem Kloster von San Ambrogio zu Mailand zu Lehen gegeben. Die höhere Gerichtsbarkeit verblieb allerdings dem kaiserlichen Kommissär, der in Lugano seinen Sitz hatte. Die Herrschaft der Mönche blieb während Jahrhunderten bestehen, bis die französische Revolution das Mailänder Kloster aufhob. Vor 1798 gehörte es immerhin zum tessinischen Untertanenland. Die Campionesen mußten 1½ Mann im Kriegsfall ins schweizerische Heer senden, respektive die Kosten dafür übernehmen.

Nach der Revolution wurde der Ort zur Cisalpinischen Republik geschlagen, kam kirchlich zu San Mamette, einem italienischen Dorf am Seebufen von Borlezza, politisch zum Departement Lario mit der Hauptstadt Como. In Campione wurde 1798 der mißglückte Putz auf Lugano vorbereitet, um Stadt und Landschaft der Eidgenossenschaft zu entreißen. Man erinnert sich des Ausgangs: Der Putz wurde rasch niedergeschlagen, weil die Tessiner „Liberi e Svizzeri“ bleiben wollten. Das Luganeser Unabhängigkeitsdenkmal erinnert daran. An dem Wienerkongreß von 1815 fehlte es nicht an Anstrengungen, Campione der Schweiz zuzuteilen, doch hatten sie keinen Erfolg. Wie die übrige Lombardie kam Campione an Oesterreich zurück. In den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts machte man den Versuch, von Oesterreich fortzukommen und sich der Schweiz anzuschließen. Die Bestrebungen hatten keinen Erfolg. Im Jahre 1859 kam Campione dann an das Regno Italien. Die Campionesen haben sich damit abgefunden, trotzdem